

Kontrollverlust contra Erkenntnisgewinn

Was macht akademischen Streit aus?

| ROLF LESSENICH | Ohne Streit kann es für die Wissenschaft keine wirkliche Erkenntnis und keinen Fortschritt geben. Doch bergen Konflikte immer die Gefahr der Grenzüberschreitung des Tolerablen. Die Folgen bei Ausbrüchen ins Chaos sind auch unter Wissenschaftlern meist nicht abzuschätzen.

Unsere Zeit, die den Begriff „Streitkultur“ nach der Lateinischen *ars disputandi* prägte, hat durch den Niedergang der Klassischen Bildung paradoxerweise weitgehend das Bewusstsein dafür verloren, dass Im-Streit-Leben kein Defizit ist. Die Griechen der Antike kannten die miteinander verwandten Doppelgöttinnen Aphrodite (gute und schlechte Liebe) und Eris (guter und schlechter Streit). Ohne gute Liebe und guten Streit gäbe es trotz ihres Antagonismus kein Überleben und keinen Fortschritt; Dissens ist der Motor einer jeden vitalen Gesellschaft. Freilich zeigt schon der antike Mythos archetypisch, wie friedlicher konstruktiver Streit in Krieg entarten kann. Eris, Zwillingschwester des Ares, Gott des Schlachtengetümmels, warf einer Gruppe einen Zankapfel mit der Aufschrift „Der Schönsten“ zu, um den sich Hera, Athena und Aphrodite bewarben. Der Schiedsrichter, Paris, den alle drei Göttinnen zu bestechen suchten, erkannte den Preis Aphrodite zu und löste so den Trojatischen Krieg aus.

Eine feste Institution der Antike, und in dessen Gefolge eine literarische Kunstform, war das griechische *symposion* oder lateinische *convivium*, ein rituelles Trinkgelage und Gastmahl, dem

ebenfalls ein Schiedsrichter (*symposiarchos* oder *magister bibendi*) zugeordnet war. Neben konvivialem Trinken und Essen fanden konviviale Streitgespräche statt, etwa über die gute und schlechte Liebe (Symposia des Platon und des Xenophon über die Liebe), wobei der Schiedsrichter auch über die

»Streit in der Sache führt zu Erkenntnisgewinn.«

Einhaltung der Grenzen des Tolerablen wachte. Er war die dritte Instanz zwischen den Streitenden und entsprach in dieser Rolle dem Moderator und gewissermaßen auch dem Publikum moderner öffentlicher Talkshows oder dem Mediator akademischer Streitschlichtungsverfahren. Das Arbitrium Dritter, auch einer Öffentlichkeit, dient der Sachlichkeit der Argumente.

Sic et non

Dem sprichwörtlich weisen Sokrates mit seiner Distanz schaffenden sokratischen Ironie (Friedrich Schlegel) war dabei in den *Symposia* seiner Schüler Platon und Xenophon bewusst, dass Streit in der Sache zu Erkenntnisgewinn führt, sofern Bereitschaft zur Selbstkritik besteht und die Gegner sich auf Sachlichkeit sowie Verzicht auf persönlichen Groll einigen. Das spiegelte sich in der Scholastik der im Mittelalter des 12. und 13. Jahrhunderts in Bologna, Paris, Oxford und Cambridge entstehenden Universitäten. Die Debatte von „sic et non“ (Petrus Abaelardus),

wie sie jeder Denker und Streitredner mit sich selbst führen sollte, war nicht nur die rhetorische Vorwegnahme (*anticipatio*) der Gegenargumente, sondern diente vor allem dazu, die Gegner ernst zu nehmen und ihnen ohne Spott und Häme zuzuhören. In den öffentlichen Disputen der mittelalterlichen Universitäten wie auch in ihren Promotionsritualen spielte „sic et non“ die entscheidende Rolle. Der Promovend musste die Thesen seiner Dissertation, im Französischen immer noch „thèse“ genannt, gegen seinen Professor vertreten, dessen

Aufgabe es war, vor Dritten Gegenthesen aufzustellen. Dieses Ritual hat sich an vielen Universitäten als „defensio“ erhalten, für Promovenden sicherlich weniger schwierig als ein Rigorosum oder eine Disputation. Dass es trotz aller eingebauter Sicherungen einer guten Eris immer wieder zu Entgleisungen kam, liegt in der Natur des Menschen, der nach Sigmund Freuds Erkenntnis immer wieder die Schale seiner Zivilisation sprengt und gegen alle Vernunft das in seinem Unbewussten lauernde Chaos des vor-ethischen *Id* durchbrechen lässt (*Das Unbehagen in der Kultur*, 1930). Die Verunglimpfung des Gegners durch satirische Verballhornung seines Namens oder Verwendung seines Namens als Synonym für Dummheit, Hochverrat, körperlicher oder seelischer Normabweichung oder dergleichen war seit der Antike streitüblich und tolerabel, berührte jedoch schon die Grenze zur schlechten Eris, also persönlicher Verunglimpfung und Ranküne. Sie verletzte die im Klassizismus des 17. und 18. Jahrhunderts dann fest etablierte Regel, dass es ein Laster, nicht ein Individuum zu geißeln galt, und dass allgemeine Satire (*satura*) scharf von persönlicher Schmähschrift (*famosus libellus*) zu un-



AUTOR

Rolf Lessenich ist Professor Emeritus am Institut für Anglistik, Amerikanistik und Keltologie (IAAK) der Universität Bonn.

terscheiden sei. So machten die Anhänger der Philosophie des Thomas von Aquin den Namen von Thomas' Gegner Duns Scotus zum Synonym für einen Toren, im modernen Englisch noch immer ein „dunce“, siehe Alexander Popes Versatire wider seine Gegner als Toren seiner Zeit, *The Dunciad* (1742). Und so verballhornten die Gegner der Philosophie des Erasmus von Rotterdam dessen Namen vielfältig im Sinne von Bauerntöpel oder Dummvieh: „Ara-smus, Eras-mus“, „Er-asinus“. Bekannt sind auch gröbere Verunglimpfungen skatophiler oder erotischer Natur, häufig und üblich vor dem Siegeszug der höfischen Kultur im 17. Jahrhundert. Diese Art der persönlichen Verunglimpfung, die noch lange nicht für eine Verleumdungsklage im Gefolge der *lex contra famosos libellos* des römischen Kaisers Augustus ausreichte, wird erst in jüngerer Zeit als unstatthaft und justiziabel empfunden.

Die Humanisten der Renaissance verspotteten zwar die rigide „sic et non“-Formalisierung der Scholastik und ihr „schlechtes“ nicht-ciceroniansches Latein, das die Gegner als „unge-

bildet“ diskreditieren sollte. Doch führten sie, wie der Fall des Erasmus und seines Streits wider Luther sowie die „Dunkelmänner“ um den konvertierten Kölner Juden und Dominikanerschützing Johannes Pfefferkorn (*Epistolae obscurorum virorum* 1515) zeigt, die akademische Streitkultur mit allen ihren Vorzügen und Gefahren fort.

Streitvermeidung

Im britischen Unterhaus gibt es seit Jahrhunderten ein Ritual der Streitvermeidung. Regierung und Opposition sitzen auf grünen Bänken einander gegenüber, vor sprichwörtlich gewordenen *red lines*, die kein Redner überschreiten darf. Der Abstand zwischen den beiden *red lines* ist symbolisch der Abstand zwischen zwei Schwertern, deren Spitzen sich nicht berühren dürfen. Die Debatte darf erst eröffnet werden, wenn der „mace“, ein Zeremonienmeister mit einer Zeremonialkeule (*mace*), diese niederlegt und seines Amtes zu walten beginnt. Sein Ordnungsruf ertönt bei Überschreiten der roten Linie. Doch auch hier schützten alle Vorsichtsmaß-

nahmen nicht vor Ausbrüchen ins Chaos, als etwa 1976 der cholerische Tory-Abgeordnete Michael Heseltine unter Überschreitung der roten Linie die Zeremonialkeule zur handgreiflichen Waffe gegen Labour machte. Hier ist die Symbolik des Handelns ähnlich deutlich wie im Falle des griechischen Eris-Mythos, und hier funktionierte das Arbitrium von Zeremonienmeister und Öffentlichkeit nicht mehr.

In der akademischen Streitkultur kamen und kommen dergleichen Ausbrüche ins Chaos ebenfalls immer wieder vor, auch in Großbritannien, wie der Streit zwischen dem liberalen jüdischen Anglisten David Daiches und seiner moralstringent konservativen Kollegin Queenie Leavis in Cambridge zeigt, der Daiches bewog, 1961 als Gründer des English Department an die neue University of Sussex zu wechseln. Ein in seinen persönlichen Attacken vergleichbarer, doch in seinen weitreichenden Auswirkungen fruchtbarer Streit vollzog sich 1864 zwischen John Henry (Kardinal) Newman, nach seiner Konversion von 1845 Gründungsrektor der

Anzeige



Wir machen Sie fit für Ihre Gründung.

Sie haben eine zündende Geschäftsidee? Mit dem Gründungswettbewerb start2grow 2014 starten Sie erfolgreich durch!

Bundesweiter Wettbewerb:

- Kostenfreie Teilnahme
- Hohe Geld- und Sachpreise
- Netzwerk mit mehr als 600 Coaches
- Alle Branchen plus Sonderdisziplin „Technologie“

Jetzt informieren und anmelden: www.start2grow.de



Catholic University von Dublin (heute University College), und Charles Kingsley, Professor für moderne Geschichte in Cambridge. In einem Zeitschriftenartikel vom Januar 1864 warf der Protestant Kingsley, Vertreter eines liberalen, „muskulären“, sozial engagierten Christentums, seinem Gegner Newman, dem führenden Kopf des dogmatischen, anglikanisch-hochkirchlich katholisierenden und mediävalisierenden Oxford Movement (1833-45), mangelnde Liebe zur Wahrheit vor. Es kam zu einem Briefwechsel und Austausch von Pamphleten, in dem der „muskuläre“ Kingsley in rüdem Ton weitere Anschuldigungen gegen Newman vorbrachte, so dessen „verlogene“ und „verweichlichende“ Verteidigung von Ehelosigkeit und Askese, mit Anspielungen auf Newmans Hang zu jungen Männern in seiner *mater ecclesia*. Die grobe Natur von Kingsleys Invektiven bot dem ruhig argumentierenden Newman die Gelegenheit, 1864 durch Veröffentlichung der Korrespondenz den Gegner durch Selbstentlarvung mit den eigenen Waffen zu schlagen – eine bewährte Technik der Streitkultur (David und Goliath). Zusammen mit der Korrespondenz veröffentlichte Newman in Fortsetzungen seine *Apologia pro Vita Sua* (1864) und tilgte dann in der Buchfassung von 1865 die persönlichen Auseinandersetzungen zugunsten einer sachlich argumentierten Verteidigungsschrift der Römisch-Katholischen Kirche in Großbritannien. Das Werk überzeugte auch vie-

»Schlechte Eris ist trotz aller vorgesehenen Sicherungen letztlich unvermeidbar.«

le Protestanten und gar Agnostiker von der Notwendigkeit katholischer Emanzipation; der unterlegene David hatte gegen den Riesen Goliath gewonnen.

Nicht selten kommen völlig wissenschaftsfremde Waffen zum Einsatz, um einen Gegner „vernichtend“ zu schlagen, etwa Verleumdung, Rufmord, perfide Bloßstellung seiner religiösen und ethnischen Identität oder seiner sexuellen Orientierung. So geschah es häufig zur Zeit des Nationalsozialismus, in letzterem Falle auch noch in der Adenauer-Ära. Als der zum Protestantismus konvertierte jüdische Bonner Psychologe Otto Löwenstein, Inhaber einer Stiftungsprofessur für Pathopsychologie, 1933 ins Visier des nationalsozialistischen Rassenwahns geriet, sah sein Wi-

dersacher Walter Poppelreuter, Bonner Professor der Klinischen Psychiatrie, die Möglichkeit, sich seines Konkurrenten zu entledigen. Getrieben von Neid und der Weigerung, eine eigene Pathopsychologie aus seiner Klinischen Psychiatrie auszugliedern, marschierte er

»Vorschriften schützen nicht vor Ausbrüchen ins Chaos.«

an der Spitze einer Schar von etwa 80 SA-Leuten zu Löwensteins Haus, um Löwenstein „in Ketten durch die Stadt zu führen“. Löwenstein entkam diesem akademischen Pogrom, weil er vor der Aktion gewarnt war, und emigrierte. Weniger dramatisch erging es dem ebenfalls innovativen Kölner Professor der Soziologie Alphons Silbermann, Mitbegründer der deutschen Medien- und Musiksoziologie, der sich noch in seiner kurz vor seinem Tode erschienenen Biographie *Flaneur des Jahrzehnts* (1999) offen als jüdischer und homosexueller Dandy inszenierte. Mit Strafanzeigen versuchten die Neider und Hasser des unangepassten Rückkehrers aus dem australischen Exil, seine Stellung in der Fakultät zu unterminieren.

Der derzeitige soziale und rechtliche Rahmen erlaubt solche destruktiven Streitstrategien glücklicherweise nicht mehr, aber Rekurse auf unsachliche Argumente bleiben streitüblich. Gehen dem „Ordinarius“ die höheren Argumente aus, muss etwa die niedere Gehaltsstufe des Nicht-C4-W3-Professors hinhalten bis zu dem Extremem, dass Letzterem die Klinikbetten, die Hilfskräfte oder gar der Gebrauch des Institutskopierers verweigert werden.

Im akademischen Streit ist dergleichen schlechte Eris trotz aller vorgesehenen Sicherungen letztendlich unvermeidbar. Das liegt nicht nur daran, dass universitäre Wissenschaft in einem notwendigerweise konflikträchtigen sozialen Umfeld stattfindet und wissenschaftliche Innovation in Bereiche vorstößt, die nicht im Voraus regulierbar sind (Justus Lentsch, „Streitlust und Streitfrust“, in *Forschung und Lehre*, 20. Jahrgang, 6/13, 458-59). Der tiefere Grund ist in dem o.g. verborgenen Teil der menschlichen Natur zu finden, der nicht geregelt und regelbar ist. Auch im tatsächlichen Krieg, der, selbst ein

Rückfall in Chaos, noch Regeln „zivilisierter“ Kriegsführung besaß und besitzt, scheint in der Hitze des Gefechts immer wieder der vor-zivilisatorische Hobbessche Kampf *Aller gegen Alle* durch, wie auch im Duell, wo die Anwesenheit Dritter nicht immer vor Regelverletzung im Hass schützte.

Mit der Satisfaktionsfähigkeit bürgerlicher Akademiker im 19. Jahrhundert stieg auch die Zahl von Duellen zwischen Professoren, häufig aufgrund einer „Verbalinjurie“ gegen das Fach oder die Fachkompetenz des Gegners. In Edward Albees Schauspiel *Who is Afraid of Virginia Woolf?* (1962), das in einem hochzivilisierten und doch erschreckend atavistischen New England College mit dem sprechenden Namen New Carthage spielt, wird im Hass gar eine (wenngleich nicht scharfe) Schusswaffe statt Argumente vorgehalten.

Kontrollverlust

Der in der belletristischen Literatur häufig thematisierte Kontrollverlust Einzelner führt dazu, dass formierte Fronten sich auflösen, Regeln sachlichen Streitens außer Kraft gesetzt werden, und in blinder Aggression nur noch aufeinander „losedroschen“ wird: *homo homini lupus*. Wie in den Romanen von Honoré de Balzac, die er 1841 unter dem Titel *La comédie humaine* zusammenfasste, ist blinder Streit für die Außenstehenden lächerlich mit Unterhaltungswert, für die Beteiligten jedoch bitter ernst - und letztlich schädlich für Alle. Ähnliches unproduktives Gezänk wird im modernen Universitätsroman von David Lodge bis Dietrich Schwanitz thematisiert und satirisiert. Studierende, die solche Streitereien unter Professoren erlebt haben, reagieren mit einer Mischung aus Lachen über den Vernunftverlust von Vernunftpredigern und Verärgerung über nutzloses Verbrennen von Energie, die in Forschung und Lehre dringend gebraucht würde. Sie sollten freilich nicht vergessen, dass es ihre früheren Kommilitonen waren, die die Bücherverbrennungen der Nationalsozialisten initiierten und Alphons Silbermann nach dessen juristischer Promotion auf einer Treppe der Universität Köln niederschlugen und zur Emigration bewegten. Die Wahrung einer guten Eris ist eines der Probleme, die Freud als letztlich unlösbar bezeichnet, zumal die Grenze des tolerablen Streits stets fluktuierend und umstritten ist.